

Die Gründung des Lesekreises

Lothar Klab war das Kind einer alleinerziehenden Mutter und eines unbekanntes Vaters. Er verlebte eine unregelmäßige Jugend in den Hinterhöfen des Kölner Neumarktviertels und war in seiner Schulzeit die Plage seiner Lehrer. Geltungssüchtig bis in die Socken, ging er auch als schlanker Hänfling keiner Prügelei aus dem Wege, bis er merkte, dass er mit Intelligenz und Schlagfertigkeit seinen Ehrgeiz im schulischen Umfeld auch ohne Klopperei befriedigen konnte. Er absolvierte eine Lehre als Industriekaufmann, studierte anschließend auf dem sogenannten „zweiten Bildungsweg“ Betriebswirtschaftslehre, um nach dem erfolgreich bestandenen Examen zum Kummer seiner Familie auf das Lehramtsstudium umzusatteln. Einer der Gründe für diesen Wechsel war seine Entdeckung, dass ihm das Lesen eine merkwürdige Erleichterung verschaffte, die in der Hauptsache darin bestand, dass während des Lesens das Gewicht seiner eigenen Person „geringer“ wurde. Als ein Mensch, der immer mit den Knien wippte, sich durch Gesicht und Haare strich und seine Umgebung mit seinen nervösen Bewegungen irritierte, erlebte er das Lesen wie ein Herunterdimmen seiner Zappeligkeit. Wenn er ein Buch las, das ihn interessierte, war er in der Lage, sich selbst und alles um sich herum zu vergessen, er verschwand gleichsam aus der Gegenwart und wurde ein glücklicher Zaungast der Literatur.

Als Lothar älter wurde, war er noch immer schlank, trug volles, dichtes Haar, das an den Seiten allerdings bereits leicht grau wurde. Er besaß ein rundes Gesicht und eine gemütliche Knollennase, in der er in unbeobachteten Momenten gerne ein wenig popelte. Verheiratet war er mit einer sündhaft schönen Pharmareferentin, deren größter Vorzug darin bestand, dass ihn die anderen Kerle um diese Frau beneideten.

Leider hielt diese Ehe nur wenige Jahre, dann brannte die schöne Pharmareferentin mit einem anderen

Pharmareferenten durch und ward nie mehr gesehen. Für Oberstudienrat Lothar Klab war das ein herber Tritt ins Gemächt, nicht unbedingt, weil er seine Frau so sehr geliebt hatte, sondern weil es überhaupt nicht seinem Selbstbild entsprach, jemals verlassen zu werden. Er schlief schlecht und begann immer exzessiver zu joggen, ohne dass dies sein Befinden verbessert hätte. Zum Lesen fehlte ihm plötzlich die Ruhe, allerdings merkte er, dass es ihm gut tat, über sein Desaster zu schreiben, so dass er begann, über den Zusammenbruch seiner Ehe einen Roman zu verfassen. Kaum saß er am Schreibtisch über seinen Skizzen, verspürte er die glückhafte Allmacht aller Autoren, zu deren Vorrecht es gehört, die Schnürsenkel des Schicksals zusammenzufügen und zu lösen wie der liebe Gott. Vielleicht war seine Ehepleite in Wahrheit eine Chance, mutmaßte er, denn er fühlte sich so vollgepumpt mit Gedanken und Gefühlen, dass er kaum wusste, wo er anfangen sollte. Natürlich wollte er seinen Roman nicht linear erzählen, damit konnte man heute keinen Blumentopf mehr gewinnen. Sondern die Geschichte musste gebrochen, *zeitebenenverschachtelt* daher kommen. Außerdem sollte der Leser dem Gang der Handlung aus mindestens drei unterschiedlichen Perspektiven folgen, aus der seiner Frau, aus der des Liebhabers und aus seiner eigenen, die er derart karikierte, dass er als Protagonist schließlich wie ein Depp durch die Romanhandlung stolperte und am Ende starb. Anführungszeichen für die wörtliche Rede innerhalb seines Romans verboten sich von selbst, denn so was gab es nur noch in Jerry Cotton-Heften oder Perry Rhodan-Romanen. Dafür waren kursive Einschübe und Tabulatorexzesse angesagt, was dem Text schon rein äußerlich etwas *Aufgerautes* gaben.

Ein ganzes Jahr lang arbeitete er an dem Roman seiner Ehe, und als er fertig war, hatte er die Trennung von seiner Frau überwunden. Überraschend aber war, dass kein Mensch das Buch lesen wollte. Die Freunde, die er um eine kritische Lektüre bat, drucksten herum und wollten mit ihren

Urteilen nicht herausrücken. Die Lektoren, denen er das Manuskript zur Einsicht sandte, argumentierten höflich mit einem anders ausgerichteten Verlagsprogramm. Sehr merkwürdig. Und auch ungerecht. Gab es denn nicht unendlich viel Schund auf dem Markt? Konnte es sein, dass allerlei Literaturmüll die Regale der Buchhandlungen füllte, sein Werk aber keine Chance erhalten sollte?

Aber einmal in Schwung gekommen, konnte er nicht mehr aufhören. Ein Schulroman und eine Schelmengeschichte wuchsen heran und wurden jeden Tag umfangreicher. Was immer Lothar auch sah, er schrieb es auf, um die Begebenheiten in seine Geschichten einzubauen. Das Leben musste sich direkt in die Literatur ergießen, dachte er, anders konnte es doch gar nicht gehen. Leider wurden auf diese Weise die Handlungen immer unübersichtlicher, so dass er am Ende nicht mehr wusste, wie er seine Geschichten zu Ende bringen sollte. Als er einmal probeweise zehn Seiten eines Manuskriptes in ein anderes integrierte, ohne dass es sonderlich auffiel, erkannte er, dass er eine Pause machen musste. Vielleicht war ein Intermezzo angesagt, ein schöpferisches Moratorium von der literarischen Produktion, während dem er wieder lesen wollte - Großes und Kleines, Episches und Lyrisches, um seinen Sinn für Nuancen und Konstrukte zu schärfen. Das war die Zeit, als Frank Rollter Partner für einen Lesekreis suchte und Lothar einlud, teilzunehmen.

Frank Rollter war ein jüngerer Kollege und Freund Lothar Klabs, ein sportlicher junger Mann im Saft seines Lebens, umgänglich, neugierig und so ideenreich, dass die Studienreferendare in seinen Unterricht drängten, auch wenn sie ganz andere Fächer unterrichteten. Anders als Lothar war ihm Eitelkeit und Ehrgeiz wesensfremd, stattdessen war er auf eine entwaffnende Weise den Dingen selbst zugewandt. Wenn er mit seinen Leistungskursen „Don Carlos“ durchnahm, interessierten sich die Schüler für den Charakter Philipps II weniger durch den Text, als durch die Ergriffenheit ihres Lehrers. Frank besaß eine kräftige

Figur und einen schütterten Haarwuchs, was ihn in seinen besten Momenten einen attraktiven Marlon-Brando-Look verlieh. Niemals wäre Frank auf die Idee gekommen, er selbst könne als Autor etwas Nennenswertes schreiben – er betrachtete sich eher als einen literarischen Gourmet, der bei einer bescheidenen Einschätzung der eigenen Kochkunst entschlossen war, seine Geschmacksnerven in alle nur denkbaren Richtungen auszubilden. Während Lothar alles, was ihm in die Hände fiel, mit Neid im Herzen und der Frage las: „Warum habe ich das nicht geschrieben?“ suchte Frank in jedem Buch immer zuerst sich selbst. „Wer bin ich in diesem Buch?“ war die Frage, mit der er an jedes Werk heranging, und wenn er sich zu finden glaubte, dann gelang es ihm manchmal sogar, etwas Neues über sich zu erfahren.

Ähnlich wie Lothar befand sich auch Frank im Umbruch. Er war seit sieben Jahren mit Gisela, der Tochter seines ehemaligen Lateinlehrers verheiratet, einer Sandkastenliebe, von der er geglaubt hätte, sie würde ewig halten. Leider währte die Ewigkeit nur bis zu jenem Augenblick als er im Lehrerkollegium auf die zauberhafte Karin traf, eine junge Lehrerin für Geschichte und Latein, was ihn derart aus der Bahn warf, dass er zuerst fünf Kilo abnahm, aus der ehelichen Wohnung auszog und dann die Scheidung einreichte.

Die Literatur war voll von dergleichen Dramen, aber so sehr er auch die Texte seiner Lieblingsautoren Enzensberger, Celan und Joyce durchforschte: Nichts schien ihm auf seine Situation zu passen, in keiner der Figuren vermochte er sich wieder zu erkennen, was völlig neu für ihn war. Sogar in seinen englischsprachigen Lieblingsgedichten von Robert Frost fand er keinen Trost, was ihn noch mehr erstaunte. Am meisten aber litt er darunter, dass er seiner Frau, die ihn aufrichtig liebte, einen solchen Schmerz zufügen musste. „Der Liebende, der nicht mehr liebt, ist grausam, ohne es zu wollen“, las er bei einem Autor, dessen Namen er vergessen hatte.

Nachdem er monatelang darunter gelitten hatte, dass weder die frische Liebe zur zauberhaften Karin noch die Schuldgefühle gegenüber Gisela weichen wollten, nachdem weder das Kieser-Rückentraining, noch exzessives Mountainbiking geholfen hatten, entschloss er sich zur Gründung eines Literaturkreises. Vielleicht war nun die Zeit, im Gespräch mit ganz anderen Lesern ganz neue Bücher auf eine unbekannte Weise kennen zu lernen. Vielleicht war es möglich, aus der Literatur eine neue Richtung oder wenigstens ein wenig Abstand und Gelassenheit zu schöpfen.

Neben Lothar und Frank war Marcel Wolff der Dritte im Bunde. Marcel war ein Mensch, der von der Kunst und der Literatur lebte wie die Katze von der Milch. Er war ein regelmäßiger Gast von Lesungen und Vernissagen, fuhr zur *documenta* nach Kassel und hatte gleich zwei Literaturzeitschriften abonniert. Groß gewachsen, hager und blass besaß er mit seinen pechschwarzen Haaren etwas Asketisches, er war ein Stürmer und Dränger, der seine einmal gefassten Ansichten nur ungern revidierte und sie mit Temperament und Einsatz verteidigte.

Marcel hatte mit Frank zusammen studiert und ein ausgezeichnetes Staatsexamen in Deutsch und Mathematik abgelegt, ehe er als Studienrat zur Anstellung an eine Gesamtschule abgeordnet wurde. Marcel war es recht, denn er glaubte fest an den pädagogischen Mehrwert des Gesamtschulkonzeptes, musste aber bald feststellen, dass der schulische Alltag für einen Literaturfreund seines Kalibers bitter war. Marcel liebte verschachtelte Romankonstruktionen, die gar nicht kompliziert genug sein konnten, er genoss Anspielungen und Symbole und weigerte sich ein Buch zu schätzen, das in seinem formalen Aufbau seinen Inhalt nicht mit reflektierte. Unnötig, zu erwähnen, dass bei seinen Schülern mit Texten von Kafka und Grass auf verlorenem Posten stand. Kafkas „Verwandlung“ konnte er seinen Schülern nur als eine Version von „Matrix Reloaded“ verkaufen, und längere

Romane zu lesen kam schon deswegen nicht in Frage, weil kaum jemand auch nur drei Unterrichtsstunden in Folge anwesend war. Doch Marcells progressive Weltanschauung verbot ihm jede grundsätzliche Kritik am Gesamtschulkonzept. Es mussten halt Opfer gebracht werden, sagte er sich. Was zählten seine persönlichen Passionen, wenn es um eine gerechte Schule für alle ging? Nichts.

Verheiratet war Marcel mit Kerstin, einer freiberuflich tätigen Lektorin, die Massenbelletristik bis zur Veröffentlichungsreife bearbeitete. Erfüllt war Kerstin durch diesen Dienst an der Volksunterhaltung selbstverständlich nicht, so dass sie sich mit zwei gleich gesinnten Freundinnen in einem Debattierklub über feministische Postmoderne austobte, so oft es ihre Zeit erlaubte. Marcel, obwohl politisch korrekt bis zum Umfallen, durfte an diesem Debattierklub über die feministische Postmoderne als Mann selbstverständlich nicht teilnehmen.

Insgeheim war Marcel über diesen Ausschluss froh, denn er setzte bei seinen Lektüren andere Schwerpunkte. Marcel elektrisierten an Büchern neben ihrer Form immer nur jene Elemente, die er als ganz persönlich an ihn selbst adressierte Gesprächsangebote auffassen konnte. Romanen, die für ihn diesen Zauber einer intimen Zwiesprache zwischen Leser und Autor entfalteten, mochten sie modern oder traditionell, progressiv oder konservativ, obskur oder bieder sein – blieb er treu bis zur letzten Seite. Am liebsten war es ihm, wenn er einen Text wie einen verschlüsselten Brief lesen und zwischen den Zeilen nach verborgenen Mitteilungen des Autors forschen konnte. Marcel fragte nicht: „Warum betrügt Anna den Bernd?“ sondern immer nur: „Was hat sich der Autor dabei gedacht, dass er den Bernd durch die Anna an der Nase herumführen lässt?“ Oder noch zutreffender: „Was will mir der Autor persönlich damit sagen, dass er seine Geschichte so aufgebaut hat, dass genau an dieser und jener Stelle der

Bernd der Anna zum Opfer fällt?“ Jedes Buch wurde ihm auf diese Weise zum Ursprung von tausend Nachfragen, die er anfänglich am liebsten an den Autor selbst gestellt hätte, bis er erkannte, dass es zum Wesen des Lesens gehört, zum Mitautor zu werden und somit auch in der Lage zu sein, sich seine Fragen selbst zu beantworten. Dafür war es allerdings erforderlich, dass sich im Zuge dieser imaginativen Recherchen eine Art *Gesamtaussage* ergab, deren Qualität sich danach bemaß, wie verschachtelt und kompliziert der Weg zu ihrer Enthüllung gewesen war. Keine Frage, dass Marcel sofort Feuer und Flamme war, als Frank ihn zur Teilnahme am Lesekreis einlud.

Das erste gemeinsame Treffen fand im Spätsommer statt, als Lothar, Frank und Marcel an einer Paul Auster-Lesung im Kölner Schauspielhaus teilnahmen. Es war eine erstaunlich gut besuchte Veranstaltung, wenn man den enormen Eintrittspreis und den Umstand bedachte, dass der Meister zwar in all seiner Altersstattlichkeit erschienen war, seine Texte aber mit seiner wohltönenden Stimme von Anfang bis Ende in Englisch vortrug. Der schlaksige, hoch gewachsene Autor präsentierte sich in einer zerknitterten Jeans mit grauer Wuschelfrisur und hob müde die Hand, um seine Fans zu grüßen. Der Literaturkritiker der „Süddeutschen Zeitung“ hielt sich auch nicht lange damit auf, Inhalt und Form des neuen Buches von Paul Auster einzuordnen, sondern beschwor zitatensicher und wortgewandt das sogenannte „Paul Auster-Feeling“, unter dem sich jeder der anwesenden Zuschauer etwas anderes vorstellen konnte.

Nach der Lesung ließen Lothar, Frank und Marcel den Abend in einem Bistro ausklingen. Die spärlichen Kommentare, die jeder zu Paul Auster abgab, akzentuierten Verschiedenes, enthielten aber auch zahlreiche Gemeinsamkeiten. Insgesamt war die Stimmung erwartungsvoll, als würde man bald gemeinsam auf eine große Reise gehen und neue Erfahrungen machen, an

denen das Wunderbare gerade war, dass im Augenblick noch niemand sagen konnte, wohin sie führen würde.

Wer aber sollte mit auf diese Reise gehen? Denn dass der Lesekreis mindestens vier Personen umfassen sollte, darüber waren sich Frank, Lothar und Marcel einig. Einigkeit bestand auch darüber, dass Bücher noch persönlicher als Zahnbürsten und Käämme waren, so dass es nicht einfach sein würde, auf Anhieb Leute zu finden, mit denen man beides auf eine dauerhafte und erquickliche Weise würde teilen können.

Die erste Anwärtlerin auf den vierten Stuhl im Lesekreis war Elfriede, eine gut aussehende gertenschlanke Tierärztin, die von der Idee des Lesekreises sofort begeistert war. Man hatte sich einmal auf einer Party bei Lothar gesehen, munter geplaudert und sich glänzend verstanden. „Lesen ist mein Leben“, hatte die schöne Veterinärin geblöet und sich sogleich als echte Ken Follett-Kennerin ausgewiesen. Sie kannte auch Dan Brown, Harold Robbins und alle Medicus-Romane, „sowohl den von Isfahan, wie den von Salamanca“. Ganz besonders aber hatte es ihr die „Die Päpstin“ angetan, während sie bei „Der Name der Rose“ den Film entschieden besser fand als das Buch.

Nach diesem ersten Kennenlernen kamen bei Frank und Marcel Zweifel auf, ob man auf Dauer auch wirklich die gleichen Bücher lieben würde. Doch Lothar konnte die beiden kurz darauf beruhigen. Elfriede hatte sich Knall auf Fall verliebt und deswegen alle Termine erst einmal abgesagt.

Blieben noch Wilfried und Ulf, zwei Literaturfreunde von ganz besonderem Kaliber, die als nächstes gefragt wurden.

Aber auch die Aufnahme von Wilfried scheiterte - nicht an mangelndem Interesse sondern an der Art des Lesens. Wilfried, ein Verehrer von Arno Schmidt und Alfred Döblin, las Bücher gleich mehrfach nacheinander, weil er die Erfahrung gemacht hatte, dass eine Zweit- oder Drittlektüre ganz neue Einsichten zutage fördern konnte. Sein

Verhältnis zu Büchern, die ihn wirklich interessierten, glich der eines optimistischen und liebevollen Ehemannes, der sicher ist, noch nach Jahr und Tag an derselben Ehefrau Neues und Beglückendes entdecken zu können. So sehr Wilfrieds Methode auch anerkennende Zustimmung fand - für einen Literaturkreis, in dem pro Jahr sechs bis sieben Bücher gelesen werden sollten, war sie ungeeignet. Frank, Lothar und Marcel wollten nicht Ehegatten sondern Liebhaber sein, die ihr Glück bei wechselnden Werken suchen wollten.

Ulf, ein zurückhaltender Deutschlehrer, der seine rhetorischen Gaben nur selten aufblitzen ließ, erteilte ihnen ebenfalls eine Absage. Er fühle sich durch die Einladung geehrt, habe aber so wenig Zeit, dass er mit seiner Zeit „geizen“ müsse, um wenigstens seine eigenen literarischen Ambitionen pflegen zu können. Außerdem sei er schon seit langem kein Mann des Romans mehr, fügte er hinzu. Sein Herz gehöre der epigrammatisch-lyrischen Form, so dass das Lesen eines Romanwerkes, und sei es noch so interessant, ihm kostbare Zeit stehlen würde.

Diese prinzipiellen Zweifel am Lesekreis-Konzept wurde bei dem ersten Treffen des Lesekreises ausgiebig erörtert. Frank als Gastgeber kredenzte Pflaumen von Lidl und einen Aldi-Merlot und stellte die Frage, ob nicht in den Absagen von Wilfried und Ulf ausgereifere Beziehungen zu Texten sichtbar würden als jene, die ihrem eigenen Lesekreis zugrunde lagen. Wilfried, der multiple Leser, schien die Vielfalt der Zeichen wirklich ernst zu nehmen. Er ging offenbar von einem so umfassenden Bedeutungsgehalt eines Werkes aus, dass aus seiner Sicht eine einmalige Lektüre unergiebig bleiben musste. Glichen sie selbst mit ihrer Liebhaber-Methode dagegen nicht einer literarischen Pauschalreisegruppe, die sechsmal im Jahr oberflächliche Stippvisiten in vollkommen unterschiedliche literarische Universen planten, ohne die Oberflächlichkeit, die mit diesem Modus verbunden war, wirklich zu erkennen? Marcel stimmte diesem Gedanken prinzipiell zu,

entwickelte aber gleich anschließend die entgegengesetzte Position und stellte die Frage, ob Ulf, der Epigrammatiker, nicht sogar schon einen Schritt weiter sei. Vielleicht hatte er die Phase der multiplen Lektüre bereits hinter sich gelassen und erkannt, dass sich auch nach der fünften Lesung nichts Neues mehr erschloss, dass der Roman als Ganzes eine opulente, aber überflüssige Kunstform war, eine geschwätzige Gattung, mit der sich derjenige, dem es mit Stil und Inhalt wirklich ernst war, nicht mehr aufhalten durfte. Hatte nicht Adorno in seiner Kritik an den Sinfonien von Sibelius von den Noten gesprochen, die wie Betrunkene heruntorkelten, ehe sie vom Tisch fielen und für immer verschwanden? Und hatte nicht Borges geschrieben: *„Ein mühseliger und strapazierender Unsinn ist es, dicke Bücher zu verfassen, auf fünfhundert und mehr Seiten einen Gegenstand auszuwalzen, dessen vollkommen ausreihende mündliche Darlegung wenige Minuten beansprucht.“* So Marcel.

„Aber was ist mit dem Roman als Ganzem?“ fragte Frank. „Ist der Roman eine Kunstform mit der Bürde, ständig der Geschwätzigkeit anheimfallen zu können, oder ist er unter den Bedingungen der Moderne per se geschwätzig?“

Den Roman über das Element der Geschwätzigkeit zu definieren, kam Marcel so vor, als würde man ein Hauptgericht durch seine Sättigungsbeilage beschreiben. „Niemand stört doch, dass sie da ist, weil man sie einfach nicht essen muss. Und wenn man sie isst, dann ist sie meist in der Lage, den scharfen Geschmack des Hauptgerichtes wohltätig zu neutralisieren, woraus doch wohl folge, dass das, was man bislang als Geschwätzigkeit beklagt habe, mitunter auch eine ganz segensreiche Rolle spielen könne.“

„Eben“, meinte Lothar, „das könne man schon daran sehen, wie entspannend sich ihr eigenes Geschwätz über die Geschwätzigkeit gerade heute bei ihrem ersten Treffen auswirke.“

Da mussten alle lachen und schenkten sich ein weiteres Glas Pflaumenschnaps ein.

Lothar verwies darauf, dass das dreimalige Lesen eines Tausend-Seiten Werkes bei Wilfried und die Vorliebe für die Epigrammatik bei Ulf ja wohl Extremformen der literarischen Aktivität wären, die jedem gegönnt sein sollten. Er aber freue sich darauf, gute Bücher in normalen Zeiten zu lesen, wobei er für sich in Anspruch nehme, den wesentlichen Gehalt eines Werkes nach einer einmaligen, wenngleich gründlichen Lektüre aufnehmen zu können. Und liege nicht genau der Vorteil ihres Kreises darin, dass das, was ihm möglicherweise entgangen sein sollte, ihm durch die anderen vor Augen geführt werden würde, so dass man mit Fug und Recht sagen könne, dass ein Lesekreis Wilfrieds multiples Lesen geradezu ersetze?

Das leuchtete allgemein ein, und wie zur Bekräftigung dieser Perspektive beschlossen Frank, Marcel und Lothar nach einigem hin und her die Aufnahme von Elke, die sich etwas ungefragt und gleichsam von der Seite her als leidenschaftliche Leserin kenntlich gemacht und als viertes Mitglied des Lesekreises ins Spiel gebracht hatte. Elke unterrichtete als Pädagogiklehrerin an der Schule, an der auch Lothar und Frank arbeiteten. Sie war eine adrette, immer gut gekleidete Endvierzigerin, die mit ihren angenehmen Umgangsformen eine beachtliche Hartnäckigkeit kaschieren konnte. Lothar war über Elkes Beitritt zunächst nicht begeistert, denn er hatte sie in Verdacht, dass sie zu Büchern das gleiche Verhältnis pflegte wie zu Schuhen. Zuerst sind sie das Allertollste, dann verschwinden sie für immer im Schrank. Auf der anderen Seite musste ihre Art des Lesens für den Lesekreis kein Nachteil sein. Während Lothar jedes Buch als Vorwurf las, warum er es selbst nicht geschrieben hatte, während sich Frank in den Romanfiguren wieder zu erkennen suchte und es Marcel nach formalen Raffinessen verlangte, las Elke nach ihrer eigenen Auskunft einfach nur, um sich zu entspannen, um aus dem Alltag zu fliehen, um etwas zu lernen, zu träumen oder auch nur, um über einem Buch wohligh zu entschlummern. Vielleicht würde sie deswegen

der Anker sein, der den literarischen Lesekreisballon vor allzu dünner Luft bewahren könnte. So mochte ein jeder sich etwas anderes bei Elke denken, aber alle stimmten ihrer Aufnahme zu.

Das erste Treffen schloss damit, dass sich Frank, Lothar und Marcel auf ein Regelwerk für die Auswahl der Bücher einigten. Jedes Treffen sollte im Abstand von sechs bis acht Wochen bei einem anderen Mitglied reihum stattfinden. Dabei wollte man es so halten, dass jeder Teilnehmer am Ende der Aussprache solche Bücher für den nächsten Termin vorschlagen und vorstellen sollte, die er noch nicht gelesen hatte, aber gerne lesen würde. Der Gastgeber des nächsten Treffens, der selbst kein Buch vorschlagen durfte, musste aus dem Kreis dieser Bücher ein Buch auswählen. Da das nächste Treffen bei Lothar stattfinden würde, hatte er die Wahl zwischen „Der einzige Ort“ von Thomas Stangl, und „Alles ist erleuchtet“ von Safran Foer. Lothar entschied sich für das Buch von Jonathan Safran Foer, weil die Geschichte in der Ukraine spielte und er zu dem Zeitpunkt noch glaubte, er würde im Sommer durch die Ukraine reisen.